



# „Es wird keinen antiseptischen Krieg geben“

Kriegsfaszination und Erinnerungskultur

von Edgar Forster

„There will not be an antiseptic war“, verkündete Donald Rumsfeld auf einer Pressekonferenz vor der Invasion in Afghanistan im September 2001. Er hat diesen Satz seitdem unablässig wiederholt, auch vor dem Einmarsch in den Irak. Man konnte sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, dass Rumsfeld nicht Sorge um das Leben von Soldaten äusserte und die eigene Bevölkerung auf viele Opfer vorbereiten wollte. Es schien vielmehr, als gäbe der amerikanische Verteidigungsminister ein Versprechen ab – und, wie wir heute wissen, er hat es auch gehalten. Und als ob es eines Beweises bedürfte, dass Kriege blutig sind, hat das Pentagon seine Informationspolitik gegenüber dem ersten Golfkrieg radikal verändert, und in militärische Einheiten „eingebettete“ JournalistInnen liefern Details von der Front. Was hat sich gegenüber dem „Medienkrieg“ von 1991 verändert und warum?

Die mediale Repräsentation von Kriegen sind entscheidend für Erinnerungskulturen eines Landes und damit für nationale Identitätsbildungen. Sie beeinflusst die Faszinationskraft und den Mobilisierungsgrad der BürgerInnen. Aber welche Kriegsbilder (und –narrative) haben eine identitätsbildende Kraft? Wäre ein moderner Technologie-Krieg, in dem unsichtbare Feinde Kommunikationsnetzwerke und Elektrizitätsversorgungen einer Großstadt lahm legen, noch ein Krieg, der imstande wäre, die gleichen Fantasien anzuregen und ein Begehren in Gang zu setzen? Die völlig keimfreie Repräsentation eines „sauberen“ Technologiekrieges wurde im Krieg gegen Grenada zum ersten Mal erprobt und im Golfkrieg perfekt umgesetzt. Er sollte das Vietnam-Syndrom vergessen lassen. Das Spektakel des Live-Krieges hat aber, im Unterschied zum Vietnamkrieg, einen interessanten Effekt für die nationale Erinnerungskultur hervorgebracht: Der Golfkrieg ist einer Art „kollektiver Amnesie“ (Marita Sturken) anheim gefallen, denn die militärisch-technologische Erfolgsgeschichte

und ihre mediale Vermarktung haben den entscheidenden Punkt des Krieges maskiert: Verschwunden sind Menschen aus Fleisch und Blut, die verwundbar sind und getötet werden, um zu siegen; und Menschen, die sich für ihr Land opfern bzw. die geopfert werden. Der Golfkrieg hat zwar keine kollektive Traumatisierung wie Vietnam ausgelöst, aber zugleich konnte er auch nicht jene Mythen erzeugen, die der Vietnamkrieg bis heute hervorbringt. Ein solcher keimfreier Krieg eignet sich tatsächlich nicht zur Tilgung des Vietnamsyndroms.

Diskontinuität mit dem Golfkrieg heißt, die Repräsentation des Krieges überdenken. In dieser Geschichte des Krieges bedeuten die

**„Das ist absolut außerhalb unseres Mandats, Recht und Ordnung wiederherzustellen. Meine Leute haben das Töten gelernt, nicht, sich mit Kleinkriminellen abzugeben und den Verkehr zu regeln“**

ein Offizier der US-Marines über Anweisungen an seine Soldaten angesichts der Plünderungen in Bagdad; (aus: DER STANDARD, 14.4.2003)

Afghanistan-Invasion und der Irakkrieg eine Rückkehr zum „richtigen“ Krieg. Rumsfelds Versprechen besagt also: Dieses wird kein zweiter Golfkrieg, kein Krieg, der durch seine mediale Repräsentation vernichtet wird und sich nicht eignet, Geschichte fortzuschreiben. Rumsfelds versteckte Kritik an der Repräsentation des Krieges, der als „vehicle of memorialization“ (Elaine Scarry) nichts taugte, musste zu einer neuen Strategie führen. Den BürgerInnen musste der Krieg als nacktes Ereignis zurückgegeben werden. Während die Bilder im Golfkrieg den Eindruck erwecken sollten, alles zu zeigen und alles zu sagen, lautet die suggestive Botschaft jetzt: die

Bilder vermögen das Ausmaß des Desasters und der Tragödie nicht einzufangen. Was man sieht, ist nur das Vorbeihuschen des wirklichen Schreckens. Während wir im ersten Golfkrieg die Substitution der Realität durch das Bild erlebt haben, verweist das neue Kriegsbild auf etwas Unerhörtes. Dieses Unerhörte, das mit den Bildern wieder auftaucht, ist der Kern der Kriegsfaszination. Der „body in pain“ (Elaine Scarry) kann dieses Unerhörte übersetzen. Ist die Kriegsfaszination ein Begehren nach dem Krieg als Ereignis? Nach verwundeten, getöteten Körpern, nach einem Krieg, der nicht mehr antiseptisch ist? Handelt es sich möglicherweise um eine Sucht nach Wirklichkeit, nach einer Form von Lebendigkeit, die durch perfekte, sprich septische Kriegsrepräsentationen abhanden gekommen ist und seinen besten Ausdruck im Überleben findet (so etwa Canetti)?

Es gibt nun einige Hinweise darauf, dass dieses Begehren männliche Züge aufweist. Dazu gehören etwa die Schriften Ernst Jüngers, der Lebensintensivierungsexperimente mit Männlichkeit und Krieg verschweift oder Drucialla Cornells Pornographiemodell, in dessen Zentrum das männliche Begehren nach Authentizität steht, oder aber in der männlichen Aufmerksamkeit für das „Ende der Geschichte“, auch sie eine Sehnsucht danach, am Ende (die anderen) zu überleben.

Neben vielen anderen Spuren wird dieser Krieg möglicherweise auch Spuren für eine andere männliche Resouveranisierungsleistung hinterlassen: Er wird mit der Botschaft vom wahren Leben männliches Begehren entfachen und seine Erfüllung in Aussicht stellen. Dieses Begehren kennt Lebendigkeit nur über die Kehrseite der Zerstörung.

Gegen den Krieg zu schreiben, heißt, die Verbindung von Männlichkeit und Zerstörungswut zu dekonstruieren und Ausgänge zu suchen, in der Lebendigkeit an nichtkriegerische Verschwendungen gebunden sind.